



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 4.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1927.

Die Amsel ruft den Frühling.

Ein Märztag legt sich sacht ins kühle Dämmergras ...
Da horch! Von jenem Apfelbaume sprüht's herab,
Der seine krummen Äste in den samtenen Himmel reckt:
So gluckend, so rein, so ahnungsbundel,
Blaugoldnen Feuerflammen gleich —
Ein zitterndes und sprühendes Gefunkel
Von Tönen, Trillern, Klängen herb und weich!

Dort, schwarzer Vogel, seht bist du entdeckt!
Gebetversunken,
Sehnsuchts- und wonnetrunken,
Berauscht vom Duft, den Reimen rings um-Sprossen
Durch die noch strenge Märzluft ergossen,
Klingt ein inbrünstig Lied dem nahen Lenz entgegen,
Dein Rufen, Flehen, Locken, innig und vertwegen:
„Komm doch, komm in Feld und Wald —
Komm doch, komm doch, komm doch bald!“

Wie sich der Schnabel rührt, sich schwellt die kleine Kehle!
Der schwarze Federball ganz Andacht und ganz Seele;
Und ob der Abenddämmerung sanft verglüht am Erdenrand —
Von Ost zu Ost

Nachklettert er dem glüh'nen Glanz,
Schwingt höher sich und höher in den Wipfel,
Bis endlich er vom höchsten Gipfel
Verdämmern sieht das wartebare Land ...

Iven Kruse †.

Geschichtliches der Burg zu Vörde.

Das stille behagliche niedersächsische Landstädtchen Bremer Vörde war einst die Residenz eines großen Kirchenfürsten und eine Zwingburg schwedischer und dänischer Machthaber, um die heiß gerungen worden ist. Erst im Jahre 1899 wurde es dem Eisenbahnverkehr angeschlossen, der sich in der Folgezeit beträchtlich erweitert hat, so daß es heute, hervorgerufen durch seine günstige Lage, inmitten des Regierungsbezirks Stade einen nicht unwichtigen Verkehrsstüdpunkt darstellt. Raum drei Jahrhunderte liegt der heutige Name fest. Der ursprüngliche Name „Vörde“, der Furt durch einen Fluß (hier die Oste) bedeutet, wurde noch 1628 gebraucht; beim Abschluß des 30jährigen Krieges bestand bereits der jetzige Name.

Ihre Entstehung verdankt die an der Scheide zwischen oberer und unterer Oste gelegene Stadt wahrscheinlich dem günstigen Umstande, daß sie an einer für den Durchzug der Heere günstigen Stelle lag. An solchen für die Verteidigung, Befestigung und Sicherung des Landes bedeutungsvollen Plätzen wurden vielfach befestigte Schlösser und Burgen erbaut, wie es auch hier geschah. Nach glaubwürdigen Quellen darf das Jahr 1109 als Gründungsjahr für die Burg Vörde angesehen werden.

Der Kampf um den Besitz der Grafschaft Stade, den der Bremer Erzbischof Adalbert und seine Nachfolger und der Sachsenherzog Heinrich der Löwe und dessen Sohn, der Pfalzgraf miteinander führten, brachte über das Bremen-Verdener Land in unaufhörlichen Kämpfen, in die auch die Burg Vörde verstrickt wurde, unsagbare Not. Hartwig, der Nachfolger Adalberts, wurde von dem Löwenherzog gezwungen, auf seinen Burgen Vörde, Stade, Freiburg und Harburg Zuflucht zu suchen, die er, um wirklichen Schutz zu finden, stark befestigen ließ; erlag aber in den Kämpfen dem Welfenherzog schließlich, der die Burgen bis auf Harburg eroberte. Vörde blieb von 1166 bis 1218 im Besitz des Welfen. In diesem Jahre gelang es den mit dem vom Papst ernannten Erzbischof Gerhard im Bunde stehenden Stiftsdekanen, die sich als Wallfahrer ausgaben, die Burg Vörde zu überrumpeln und an den Erzbischof zurückzubringen.

Von dieser Zeit an bis 1616 war die Burg Vörde in der Hand der Bremer Erzbischöfe, die hier oft ihre Residenz hatten und über Veranlassung nahmen, alles in ihren Kräften stehende zur Befestigung und Verschönerung zu tun. Sie taten recht daran; denn gar bald mußten sie in der Zeit des Faustrechts die Burg gegen die widerspenstige Ritterschaft verteidigen. Als der erzbischöfliche Stuhl nach Johannis Tode von 1307 bis 1310 verwaist war — drei Bewerber stritten um die Anwartschaft — benutzten die Ritter diese günstige Gelegenheit, ihre eigene Macht zu erweitern und zu festigen. Alle Burgen des Landes hatten sie an sich gebracht. Als der Verwalter der Burg Vörde, Heinrich von Borg, jener gefürchtete Seeräuber, der als der „Aern Dinnert“ noch heute im Volksmunde fortlebt, von dem neuernannten Erzbischof Jonas zur Rückgabe der Burg aufgefordert wurde, nahm er den Kampf gegen den rechtmäßigen Herrn auf, weil er der festen Zuversicht war, sich in dieser stärksten aller Burgen halten zu können. Da schlossen die Wölfe, die ihre Schlösser und Burgen ausgeliefert hatten, Johann, Gottfried und Arnold von Stade, die Grafen von Oldenburg, Delmenhorst und Stotel und die Stadt Bremen mit dem Erzbischof ein Bündnis zur Eroberung der Burg Vörde. Der „eiserne Heinrich“ willigte auf guttun Gutes seinen Freunde schließlich in die freiwillige Auslieferung der Burg und erbielt Strafslosigkeit und freien Abzug zugesichert. Auf seiner Burg Tammensee, mitten im Moor bei Beckdorf gelegen, verbüßte er sich eine Zeitlang ruhig, um dann, von Mergel über die Auslieferung geplagt, neue Raubzüge zu unternehmen. Im Bunde mit dem Herzog Otto dem Strengen von Lüneburg und dem Bischof von Verden gelang es schließlich dem Erzbischof, die Burgen Tammensee und Horneburg des Raubritters zu erobern und ihn selbst gefangen zu setzen. Bei einer von Freunden des eisenen Heinrichs unternommenen Gefangenenerfreierung wurden in der Stadt ärgste Verwüstungen angerichtet, während die Burg den tollenden Angriffen standhielt. Der Erzbischof Jonas, der die Burg Vörde verpfändet hatte, wurde vorübergehend auf Anklage des Domkapitels seines Amtes entsetzt und ließ nach seiner Wiederbestellung die verpfändeten Schlösser und Burgen durch Generalvikare verwalten, denen es gelang, die Pfänder wieder einzulösen und dem Erzbischof zurückzugeben.

Nach einer kurzen Friedenszeit, die dem Lande unter dem Nachfolger, Burchard Grelle vergönnt war, wurde es abermals in neue Fehden und Kriegszüge gestürzt, und die Bewohner hatten unter der Ausbeutung und den Raubzügen unsägliche Drangsale zu erdulden. Hierbei wurde die Burg Vörde wiederholt verpfändet. Erst 1395, als Otto II. von Braunschweig Erzbischof des Landes wurde, dem die Einrichtung der Landstände zu danken ist, die für die Entwicklung unserer Heimat großen Segen gebracht hat, begann wieder eine kurze Erholungszeit für die durch Kampf und Streit geschwächten Gebiete. Die nächsten Nachfolger Ottos kümmerten sich sehr wenig um die Burg Vörde; hielten sich meist in den Burgen ihrer Heimat auf und die Folge dieser Vernachlässigung war der Verfall der Burg. Erzbischof Johann III. berichtet darüber: „Ebenso ist auch die Burg nach dem Tode Heinrichs des Administrators völlig baufällig gewesen, ebenso wie alle anderen Burgen. Die Stadt Vörde ist der Burg nahe angrenzend gewesen, und dadurch stand zu der durchaus nicht befestigten Burg der Ein- und Ausgang mit trockenen Füßen bei Tag und Nacht offen.“

Dieser Erzbischof wandte der Burg Vörde seine besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge zu, er hat das „Vörder Register“ anfertigen lassen, das alle der Burg zustehende Gerechtsame enthielt. Von größter Bedeutung ist neben der Feststellung der Pflichten und Abgaben die Gerichtsbarkeit der Erzbischöfe. Das Gericht in Vörde wurde angeführt von Amtleuten des Erzbischofs, die in seinem Namen in Vörde, im Melande, Heeslingen, Sittensen, der Vörde Derel, Beverstedt, Gylhorn, Mherstedt, Oldendorf, Mulsun, Bargstedt, Lamsfeldt und Delm Gericht zu halten hatten. Es war also ein umfangreiches Gebiet, das zur Burg Vörde gehörte, kein Wunder darum, daß sie im Vörder Register als eine „Hauptburg der heiligen Kirche und des Stiftes“ bezeichnet wird. In eines seiner Schriften führt der Erzbischof aus: „Die Burg Vörde, die vor-

nehmste der Burgen, die Residenz des Erzbischofs, in der Mitte des Landes gelegen, der viele Rechte und Güter gehören, zuerst die Stadt oder vielmehr die Vorstadt und die unbeschränkte Herrschaft baselst mit dem Gericht, der Mühlgerechtigkeit, dem Zoll und der Fischerei." Dem Erzbischof stand auch das Recht zu, in Würde goldene und silberne Münzen zu prägen. Mit größter Sorgfalt wachte er jedoch darüber, daß seine Amtleute die Pflichten gegen die Untertanen nicht verletzten. Recht und Gerechtigkeit waren die vornehmsten Tugenden dieses treusorgenden Erzbischofs.

Im Gegensatz zu ihm stand sein Nachfolger Christoph von Braunschweig, der sich durch Prachtliebe, Verschwendung, Kriege, Sittenlosigkeit und sein ausschweifendes Leben in große Schulden stürzte, und, um diese zu bezahlen, seinem Lande immer neue Steuern auferlegte, wodurch er sich mit allen seinen Untertanen verfeindete. Er, der fast ein halbes Jahrhundert regierte, suchte mit allen Mitteln das Eindringen der Reformation zu verhindern, stellte sich sogar im Schmalkeldischen Kriege auf die Seite des Kaisers gegen sein eigenes Land, das ganz dem Protestantismus ergeben war. Vorübergehend ging er durch diesen Schritt seiner Herrschaft verlustig. Die protestantischen Seerührer Albrecht von Mansfeld und Christoph von Oldenburg zogen nach der siegreichen Schlacht bei Drakenburg nach Würde, um die nur unzureichend mit Munition und Besatzung versehene, wenn auch sonst mächtige Burg des Landes zu belagern. Nach neuntägiger Belagerung fiel die Burg in die Hand Mansfelds, der leider nicht wie ein Schutz- und Schirmherr sich auführte, sondern seine Truppen wie Feinde im Lande hausen ließ und dadurch die Landstände zu höchster Erbitterung gegen sich aufbrachte, die mit einem Heer gegen seinen in der Burg Würde sitzenden Sohn voringen, sie belagerten und eroberten; er selbst mußte in Rotenburg vor der Uebermacht kapitulieren. Freilich setzten die Landstände den Erzbischof wieder in seine Herrschaft ein, nachdem er ihre Bedingungen erfüllt hatte. Nach seinem 1557 erfolgten Tode wurde sein Bruder, Herzog Georg von Braunschweig, zum Erzbischof gewählt, der oft und gern in Würde weilte und die Wunden zu heilen strebte, die das Wirken seines Bruders dem Lande geschlagen hatte. Nach dem Chronisten Wiedemann wurde er von seinen Untertanen als ein Vater geliebt und sein Tod wurde allgemein von ihnen beweint. Auf seinem Sterbebette trat er offen zur evangelischen Lehre, der er von jeher zugetan gewesen war, über. Unter seinem Nachfolger wurde sein Werk eifrig fortgesetzt.

In die Regierungszeit des Erzbischofs Johann Friedrich mit seiner unentschiedenen Haltung fiel die erste Hälfte des 30jährigen Krieges. Bald stellte er sich auf die Seite der Kaiserlichen, mit wechselndem Erfolg auf die Seite der Protestanten, wodurch sein Land in größtes Unglück gestürzt wurde. Der Dänenkönig Christian, wohl ahnend, welche Antwort der Erzbischof dem Kaiser auf dessen ernste Mahnung, sich von Christian abzuwenden, erteilen würde, ließ die Burg Würde, in der Johann Friedrich damals selbst residierte, besetzen. Hierdurch auf das schwerste gereizt, sagte er sich von der Sache der Protestanten los und wurde für seinen Abfall von den Dänen, die nach der verlorenen Schlacht bei Lutter am Barenberge durch unser Gebiet marschierten, schwer bestraft, indem sie die Brandsadel in die Stadt warfen und fast alle Häuser in Asche legten. Die Burg Würde wurde belagert, und der Erzbischof mußte die Flucht ergreifen. Ein Jahr darauf erschien Tilly abermals mit einem großen Heere in unserer Gegend, und mit dem Fall der Stadt Stade zogen die Dänen ab. Nun erschien der von dem Dänenkönig für abgesetzt erklärte Erzbischof wieder und machte sich nun mit großem Eifer an den Wiederaufbau der vom Feuer zerstörten Stadt Würde. Als der Schwedenkönig Gustav Adolf der Sache des Protestantismus zum Siege verhalf, suchte der Erzbischof die Hilfe der Schweden nach und die Kaiserlichen wurden aus unserer Heimat vertrieben. Beim Abzuge suchte Nassenheim die Burg Würde, die den Kaiserlichen durch eine Kriegeskiste entzissen worden war, durch einen Handstreich zurückzugewinnen, der aber mißlang.

Seinem Nachfolger, Erzbischof Friedrich, Sohn des Dänenkönigs Christian, dem letzten Bischof von Bremen, gelang es durch geschickte geführte Verhandlungen, nicht nur den anfänglichen Widerstand der Schweden und des Kaisers gegen seine Befallung zu brechen, sondern auch einen Vertrag mit den Schweden, zu dem auch der Kaiser seine Zustimmung gab, zustande zu bringen, wonach das Stift Bremen für neutral erklärt wurde. Das spätere Ansinnen eines kaiserlichen Generals, im Lande Quartier für sechs Regimenter anzufordern, wehrte er tatkräftig ab, konnte aber nicht den 1644 erfolgenden Einfall der Schweden, die gegen den Kaiser siegreich vorgezogen waren, verhindern. Schweden wollte dieses Land eben als Kriegsgewinn haben und glaubte dies um so sicherer erreichen zu können, wenn es das Gebiet besetzt hielt. Dem Schwedengeneral Königsmarck wußte der Erzbischof durch tapfere Gegenwehr merklliche Verluste beizubringen, so daß dieser es vorzog, das Land vorläufig zu verlassen, um aber zu gegebener Zeit, als der Erzbischof in Dänemark gegen die Schweden kämpfte, erneut einzudringen. Das seines tatkräftigen Führers beraubte Land erlag nun schnell den Schweden. Nachdem die Festung Stade nach kurzer Gegenwehr zur Uebergabe gezwungen worden war, verfiel Würde nach eintägiger Belagerung dem gleichen Schicksal. Als der schwedische General nach einer Truppschau unser Heimatland wieder verlassen hatte, eilte der Erzbischof zurück und wußte durch eine Kriegskiste die Festung Würde zurückzugewinnen. Den schwedischen Befehlshaber erteilte das Geschick, von 12 als Bauern verkleideten Dänen, die bei ihm um eine Unterredung nachgesucht hatten, niedergemacht zu werden und bei der entstehenden Verwirrung drangen andere, sich in den Gärten versteckt gehaltene Dänen in die Festung und brachten sie in ihre Gewalt. So gut es die Eile gestattete, wurde die Festung verstärkt, sie erhielt eine ausreichende Besatzung und konnte der Belagerung eine Zeitlang widerstehen, so daß die Schweden Verstärkungen und schweres Geschütz heranholen mußten. Am die Osterzeit 1646 fiel die Festung unter ehrenvollen Bedingungen in die Hände der Sieger. Ihr Fall war das letzte größere Ereignis unseres Heimatlandes, das dann

beim Friedensschluß in Schwedens Besitz überging. Die Feste Würde, die damit ihre Bedeutung verloren hatte, wurde 1685 „mit sämtlichen in ihr befindlichen Häusern, mit den sie umgebenden Mauern, Wällen und Schanzen“ abgetragen.

Die Schweden verlegten die erzbischöfliche Kanzlei und alle übrigen Behörden nach Stade, das Amt Bremerwürde aber wurde dem Feldmarschall Grafen Wrangel zur Belohnung als Mannlehen übertragen.

Von der Schloß- und Burganlage ist noch eine dem Grafen Wrangel gewidmete Zeichnung erhalten geblieben, die alle Einzelheiten der stark durch Mauern und Gräben besetzten Verteidigungsstellung enthält und damit ein genaues Bild der Nachwelt überliefert. Den größten Raum der Anlage nahm der Tiergarten ein, dem sich der neue Lustgarten anschloß. Weiter sind verzeichnet der Schloßplatz, das Vorwerk, Obst- und Küchengarten, Reit- und Rennbahn, Ballhaus, Stall, Canzley, Schneiderei, Küstammer, Zeughaus, Kirche, Gräfliche Wohnung, das Frauenzimmer (Frauengemach), die Schleußen, die Mühle, der Meyerhoff, Pomeranzenhaus, Küche, Gärtnerkammer, Nachterbrücke, Lusthaus, Wadstuben, Ueberfahrt, Ambtmannshaus.

Wenn nun vorstehend behauptet worden ist, daß die Festung samt allen Häusern, Wällen, Mauern und Schanzen abgetragen worden sind, so lassen sich doch heute noch mancherlei Spuren nachweisen. Von dem „Meyerhoff“, jetzt Vorwerk genannt, auf einer vom Haupt- und einem Nebenturm der Mole gebildeten Insel gelegen, finden sich noch Haupt- und Nebenhäuser vor. Auch die von dem Burggraben umzogenen Wallanlagen treten noch an mehreren Stellen deutlich in Erscheinung; so faßt der Garten des Landrats einen Teil dieses Hügels. An seiner südwestlichen Seite ist noch ein aus Steinen gebauter Keller vorhanden. (Von diesem Keller weiß die Sage zu berichten, daß er in das Vorwerk führe, und dieses einen verborgenen Ausgang nach dem in der Nähe der Stadt gelegenen Forst höhe habe.) Der als Lageraum der Bremerwürder Bierbrauerei kellerartige Ausbau an der Untallee ist als ein Reststück jener sternförmigen Erdbastionen des gekennzeichneten Planes anzusehen. Auch gewisse Schloßteile, in dem Plan als „Canzley und Stall“ bezeichnet, sind in dem heutigen Landratsamt mit den Nebengebäuden erhalten geblieben.

J. H.

Heideberlen.

Von W. Alie (Bremerhaven).

Die Herrscherin Mode beschäftigt unzählige Hirne und Hände. Die Muschelfarmen von San Gabriel in der Nähe von La Paz am Golf von Kalifornien, die der Compania Criadora de Conchay Perla gehören, sowie die von dem ebenso tatkräftigen wie unternehmungslustigen Japaner Kokiichi Mikimoto geschaffenen Zuchtanstalten in den Buchten von Igo und Gofatso, Anlagen, deren Betriebsführung auf den Untersuchungen von Boutan und Dornell, von Rubbel und Ueberdes beruhen, zeigen mit besonderer Eindringlichkeit, wie Wissenschaft und Wirtschaft in engem Zusammenwirken bemüht sind, den steigenden Anforderungen der Mode gerecht zu werden. Denn Perlen sind heute die große Mode; eigentlich sind sie ja immer gewesen, denn Altertumsfunde beweisen uns, daß auch der primitive Mensch schon den milden Glanz und das schimmernde Farbenpiel der Perlen zu schätzen wußte.

Für den Handel kommen nur die früher im Raubbau gewonnenen, jetzt aber, wie einleitend ausgeführt wurde, in Großbetrieben gezüchteten Perlen der Seeperlmuscheln in Betracht. Aber auch im Süßwasser gibt es Perlsmuscheln, in Amerika allein etwa 25 Arten, andere ferner in Sibirien, in Japan und China. In Europa kommt als perlenzeugende Muschel nur eine Art vor: Margaritana margaritifera. Sie ist allerdings nicht auf Europa beschränkt, ihre Verbreitung greift vielmehr auf Nordasien und sogar auch auf Nordamerika über. Sie verlangt kalkarmes, kühles und klares, rasch strömendes Wasser mit feinem oder sandigem Grunde; schlammige, kalkreiche oder träge fließende Gewässer meidet sie streng. In den ihr ausgedehnten Bächen lebt sie gesellig, in den kochenden Röhren halb eingegraben, das frei ins Wasser aufragende Hintereinde der Strömung zugekehrt. Ortsveränderungen sind möglich, neben aber so langsam von statten, daß die Tiere plötzlich auftretenden Schädigungen nicht auszuweichen vermögen. Man hat berechnet, daß sie für einen „Marisch“ von einem halben Meter acht bis neun Stunden gebrauchen. Die Perlen entstehen in dem Mantel der Tiere, jener paarigen Hautfalte, die den Körper einschließt und nach außen die Schalenmasse absondert. Die Perlen bilden sich durch Anhäufung von Schalensubstanz in blasenförmigen, von der Oberhaut des Mantels stammenden Perlsäckchen. Das Eindringen von Fremdkörpern ist keineswegs notwendig, auch verlagerte Teile des Mantelgewebes können die Veranlassung zur Bildung des Perlsackes geben, möglicherweise sogar Flüssigkeitskröpfchen oder Gasbläschen. Die Tiere erreichen ein auffallend hohes Alter, mit 20 bis 30 Jahren sind sie erst ausgewachsen, normalerweise werden sie 50 bis 60 Jahre alt, man hat aber auch zuverlässige Nachrichten von 80- und 100jährigen Exemplaren.

Im nordwestlichen Deutschland sind die oben gekennzeichneten Daseinsbedingungen für die echte Perlsmuschel in manchen Bächen der Lüneburger Heide gegeben. Von Moisburg bis Altloster bildet die nördlich vom Wilseder Berg entspringende Este die Grenze zwischen den Kreisen Stade und Harburg. Ein Stündchen südlich von Moisburg liegt Hollenstedt, wenig oberhalb dieses Dorfes fließt der Este linksseitig ein rasches Wasserlein zu, das auch auf der Reichsstraße als „Perlbach“ bezeichnet ist. Das ist der unserem Gebiete nächstgelegene Fundort der Lüneburger Flußperlmuschel. Die Hollenstedter Perlen sollen sich durch besondere Größe vor denen der übrigen Perlengewässer der Heide auszeichnen.

Borchding, der verdienstvolle Begehrter Molluskenforscher, der vor etwa vierzig Jahren eine Zusammenstellung der deutschen Fundorte der Perlsmuschel gegeben hat, kannte auch dieses Vorkommen, ferner nennt

er aus der Heide Gerda, Hardau, Stederan, Schwienau, Wipperau, Vornau und Rachte und fährt fort: „Von diesen Fundorten habe ich die zuverlässige Bürgerschaft, daß sich die Perlmuschel daselbst noch findet, allerdings selten, an einigen der angeführten Lokalitäten habe ich sie selbst gesammelt.“ Für seine Belegstücke aus der Gerda gibt er als Länge 26 Millimeter an, gegenüber den 126 Millimeter messenden Schalen aus Thüringen. Im Anschluß daran bemerkt er: „Glessin hält dieses Juräckerbleiben an Größe für eine Folge ungünstiger Wasser- und Bodenverhältnisse und glaubt, die Art sei hier im Aussterben begriffen.“ Ob diese Vermutung in den inzwischen verflossenen Jahrzehnten Wirklichkeit geworden ist? Ich möchte es fast glauben. Geyer gibt zwar in seiner Molluskenfauna die Lüneburger Heide noch als Fundort an, hat mir aber auf Anfrage brieflich die Auskunft erteilt, daß nach Angabe des fangs berechtigten Fischers die Art bei Helzen seit 30 Jahren ausgedorrt sei. Auch der Leiter des Lüneburger Museums, der seit 40 Jahren in Lüneburg ansässig ist, hat mitgeteilt, daß ihm noch nie eine lebende Perlmuschel aus Heideflüssen zu Gesicht gekommen sei. Von anderer Seite dagegen wird behauptet, daß sie noch nicht gänzlich verschwunden sei. Der Kundige weiß, wo er sie im groben Rieß der kalkarmen Flut beobachten kann.“ (Wode, Der Naturpark in der Lüneburger Heide.)

Mag die Frage offen bleiben; sicher ist jedenfalls, daß das vor anderthalb Jahrhunderten noch häufige Tier heute fast verschwunden ist. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war die Perlmuschelerei in der Lüneburger Heide Gerechtsame des Landesherrn, und der Ertrag der übrigens schon damals sachgemäß und schonend ausgeübten Nutzung war nicht gering, bewahrt doch das Kloster Isenbürgen Altardecken, die mit Tausenden von Heideperlen bestickt sind. Auch in den vogtländischen Gewässern, in denen Italiener im 15. Jahrhundert die Perlmuschel entdeckten, wurde die Perlmuschelerei im Jahre 1621 Regal, und die Delsnitzer Schmerler (ursprünglich Familienname, später Berufsbezeichnung!) verstanden, Sperreisen und Bänge wohl zu gebrauchen und so unnötige Perlmuschel überall zu verschwinden droht, stellenweise sogar ganz vermisst wird, wo sie sonst häufig war, wie beispielsweise in der Auß, wo ihr Verschwinden durch die von Herr in den letzten Jahren durchgeführten Untersuchungen außer Frage gestellt ist, so muß der plötzliche Rückgang der letzten Jahrzehnte andere Ursachen haben. Zweifellos sind diese wenigstens zu einem Teile in der Begradigung und Regulierung der Wasserläufe zu suchen, wodurch den Tieren die besten Wohnplätze genommen werden. Ganz besonders verheerend aber wirken die Abwässer der immer weiter vordringenden Industrie, sie haben z. B. im Gebiete der weißen Elster in wenigen Jahren den gesamten Bestand vollständig vernichtet.

Die sicherste Gewähr für die Erhaltung der Muschel ist gegeben, wenn es gelingt, wie bei den Seeperlmuscheln, den menschlichen Eigennutz für ihren Fortbestand zu interessieren. Die Anfänge dazu sind neuerdings in Österreich gemacht worden, wo im Dobbsbach bei Schärding von Mehl und Fischer versucht wird, Muschelauchten für die Perlengewinnung hochzubringen. Daß das Unternehmen Erfolg, so wird es auch in Deutschland an geeigneten Stellen möglich sein, die Perlmuschel zu erhalten.

Vom Galgen in Wulsdorf.

(Nach mündlicher Ueberlieferung.)

Von Heinrich Mahler (Wesermünde-G.).

In dem früheren „Schefferschen Garten“ (vorher „Philippslust“) ist noch heute der Rest eines Kolles zu sehen, der vor Jahren das „Galgenloch“ genannt wurde. Heute ist dieser Name nur noch der Alten bekannt. In der Nähe des alten Kolles stand einst der Galgen. Als die Todesstrafe durch den Strang abgeschafft wurde, war der Galgen überflüssig geworden. Der Burmester schlug daher unter Zustimmung der Gemeinde den Verkauf des Gerüsts vor.

Die Versteigerung des Galgens wurde also bekanntgegeben. Da sie ein ungewöhnliches Ereignis war, strömten die Wulsdorfer in großer Zahl nach dem Galgenberg, um der Versteigerung beizuwohnen. Es wurde auch, wie die Alten noch zu erzählen wissen, eine — lustige Vergantung.

Als der Burmester den Galgen zum Verkauf stellte, wollte zunächst keiner bieten. Da entschloß sich der Einwohner Döcher, die laute Kauf- lust zu wecken. Er rief mit lauter Stimme: „Ja mal dein Anfang und beer einen halben Groten!“ Bei diesem Gebot blieb es. Unter dem Gelächter der Anwesenden wurde Döcher der Zuschlag erteilt.

Der unglückliche Bieter traf zunächst keine Anstalten, den Galgen abzubreaken. Erst nach wiederholter Mahnung des Burmeisters mußte er wohl oder übel an die Arbeit gehen, und zwar allein, denn kein anderer wollte mit den Händen den Galgen berühren. Döcher fuhr die Balken nach der Langen Straße und legte sie auf die Straßenseite seiner Scheune. Sie auf die Hofstelle zu bringen, dagegen sträubte sich sein ganzes Empfinden. Die Folge war nun, daß der Verkehr durch die Lange Straße ins Stöcken geriet, besonders in der Dämmerung und des Nachts. Wer hätte es auch wagen mögen, einen Ort zu betreten, an dem die Seelen der Gehängten ihr Untwesen trieben!

Im Laufe der Zeit vermoderte das Holz, und der Galgen wurde allmählich vergessen. Der Galgenberg, so weiß der Volksmund weiter zu berichten, wurde an den Einwohner Schnibbe verkauft, der Rahnschiffer auf der Weser war. Er erkaufte ihn um fünf Groten. Als einst eine gewaltige Sturmflut kam und der Deich brach, trieb Schnibbe mit seinem Kahn bis an die Dörstebder Wurt. Die nächste Tide war aber so hoch, daß sie ihn an die Weser zurückbrachte. Beim Galgenberg war ein gewaltiges Loch gerissen, das nun das Galgenloch genannt wurde. Es galt als unergründlich tief. Ein Doktor aus Lehe geriet mit seinem Gespann hinein und kam nicht wieder zum Vorschein.

Lünen-Vörjohr.

Von Heinrich Mahler (Bremserhoben).

De Sinn schient warm up Boorn in Dard
Dat ganze brune Lünenpad
Dat snatert, labbelt, wept un schreet
Un tustert sich dat Stratentied.
Un bi den billen Darm
Ward ehr dat Hart so warm.
Jiep, jiep, jiep, jiep, zing, zing, zing
De Leew dat is 'n v u l i g Ding.

Up d' Stalldör sitt 'n Lünenfro,
Knippt vör Verdreet de Ogen to!
„De Mannslil dögt mitmanner niks,
min is de minste Muschel.“
Bröd id hier up min St.
Swiert he berüm, ludei.
Jiep, jiep, jiep, jiep, zing, zing, zing
De Leew da is 'n a s i g Ding.

Dor kummt van't Dard de Lünenmann,
Nicht ganz verleet sin Ophje an,
Sibbt immer dichter an ehr Stet.
Un schreet heel söt son Vörjohrlied.
Se liest, se nicht, se lacht
„Kumm mit,“ biebt he ganz sacht.
Husch, husch, jiep, jiep, zing, zing, zing
De Leew is doch 'n h e r r l i c h Ding.

Der Hecht.

Eine Episode aus der bremischen Geschichte.

Von Pastor D. Ramsauer (Deddsdorf).

In Bremen war im Jahre 1307 ein Streit der begüterten adligen Geschlechter, der Casalbrüder, gegen die Bürgerschaft ausgebrochen, der zu vielfachem Mord und Todschlag führte, bis schließlich die Bürgerschaft die Uebeltäter vertrieb, sie mit Weib und Kind „friedlos legte“, ihre Güter einzog und den endgültigen Sieg der Demokratie herbeiführte. Dies geschah, als einige Casalbrüder einen volkreichen Ratsherrn, Arend von Gröpelingen, der krank im Bette lag und soeben von einem Priester „mit dem heiligen Sakrament berührt war“, ermordeten, indem sie seinen Knecht, der sich, um ihn zu schützen, über ihn warf, und ihn selber durchstachen. Mit dieser Freveltat war ihr Maß voll geworden.

Hierzu bemerkt die bremische Chronik von Rhinesberch und Schene, die etwa 50 Jahre später alles zusammenzutragen anfang, was ihr aus der Geschichte Bremens bemerkenswert erschien:

„Ja hebbe ghehort, dat desse vordrift (Verreibung) satede (berührte) van eneme groten Helede (Hecht) erst (zuerst), die wart abevangen in den molengravene (Mühlengraben) bi der weide unde wart hir to lande ny groter sen. Zichteswelke lude (einige Leute) meenden, in deme Helede were die hofe geest (der böse Geist), so vele doilinges satede darvon. Doch die meeste deel (der meiste Teil) der lude abewent uppe den ummeganden rat (darauf, daß die Geschlechter die Ratseise nur bei sich umgehen ließen): dar umms van die wandelunge (Erueerung des rades stude (geschah), so leten sie bederve (bidere) lude sitten unde namen wen sie wolten. Dat makebe men (allgemein) twidraht.“

Es ist eigentümlich, daß der Verfasser der Chronik die Morden nur hat läuten hören, ohne zu wissen, wo sie hingen. Was es mit dem Hecht eigentlich auf sich gehabt hat, weiß er offenbar nicht mehr. Wir würden es auch nicht wissen, wenn Peter von Rohde es uns nicht in seiner Geschichte und Landesbeschreibung der Herzogtümer Bremen und Verden I, 230 (Göttingen 1824) aufbehalten hätte. Leider gibt er keine Quelle nicht an, doch vermuten wir wohl nicht mit Unrecht, daß es Dilichs bremische Chronik ist. Er berichtet folgendes:

„Jene patricischen Geschlechter hatten es nämlich so eingeführt, daß niemand von der gemeinen Bürgerschaft auf dem Markte etwas von feilen Schwären kaufen durfte, bis sie selbst vorher ihre Küchen zu leiblichen Preisen versorgt hätten. Arend von Gröpelingen, der selbst Patricier war, aber nicht den Nebermut seiner Genossen teilte, hatte zu einem Kindtauschmause einen ungewöhnlich großen Hecht eingekauft. Als er ihn nach Hause bringen wollte, kam ein Patricier, den einige Höhe Preise nennen, hinzu und verlangte, daß ihm dieser Fisch abgetreten werden solle; Arend von Gröpelingen aber brachte, geschützt vom Volke, seinen Hecht glücklich nach Hause. Aus Rache drang nach einiger Zeit, als Arend schon tödlich krank darniederlag und eben die letzte Delung erhalten hatte, der Patricier mit einigen Verwandten und Genossen in dessen Haus und ermordete ihn nebst einem Diener, der ihn zu verteidigen gesucht hatte. Diese Freveltat empörte die ganze Bürgerschaft. Die Folge war, daß die verhassten Geschlechter friedlos gemacht und aus der Stadt vertrieben wurden.“

Jedenfalls ist dieser Ausschnitt aus der bremischen Geschichte nicht nur an sich interessant, sondern auch dadurch, daß in der kurzen Zeit vor 50 Jahren die eigentliche Ursache des ganzen Falles fast ganz in Vergessenheit geraten und dem Chronisten nur überliefert war, daß ein Hecht in ihm eine Rolle gespielt hatte. Darüber, daß er diesem den „bösen

Geist" zuschreibt und ihm sozusagen alle Schuld gibt, darf man sich im Hinblick auf das finstere Mittelalter nicht wundern.

Uebrigens bemerkt von Kobbe: „In der Ansgarti Kirche ist ein Denkmal, welches den Herrn und den treuen Diener darstellt und bei Dillisch, Seite 23, abgebildet ist.“ Vielleicht weiß ein genauer Kenner dieser Kirche und der bremischen Geschichte über das Denkmal, wenn es noch vorhanden ist, und über den ganzen geschilderten Fall noch Genaueres mitzuteilen. In von Wibbens Aufsätzen zur Geschichte der Stadt Bremen („Bremens Vorzeit“, 1885) finden wir wohl den an Arend von Grövelingen verübten Mord (Seite 30), aber nicht den Hecht erwähnt.

Die Gefährdung der Weserdünen zwischen Uphusen und Langwedel.

In der letzten Versammlung des Naturwissenschaftlichen Vereins in Bremen sprach Lehrer R. G. Lers über das Thema „Die Gefährdung der Weserdünen zwischen Uphusen und Langwedel.“ Die Notwendigkeit, landschaftlich schöne oder wissenschaftlich interessante Gebiete vor der rationalen wirtschaftlichen Ausnutzung zu bewahren und ihre Ueberführung in die „Kultursteppe“ zu verhindern, wird seit den letzten beiden Jahrzehnten in den weitesten Kreisen anerkannt. Das Interesse an den Dünen liegt, soweit die Wissenschaft in Frage kommt, vor allen Dingen auf geologischem und historischem Gebiete, in zweiter Linie kommt die Zoologie in Frage wegen der den Dünen eigentümlichen Insektenwelt, während botanisch wenig vorhanden ist, da die Heide und Flechtenarten fast vollständig alle sonst den Dünen, z. B. den Nordseedünen eigentümlichen Pflanzen verdrängt haben.

Geologisch führen uns die Dünen am Weserrande zurück in die Zeit des Rückzuges des letzten Inlandseises, als die Sandmassen des Weserflusstales von den Gletscherströmen befreit, den Winden preisgegeben waren. Bei uns müssen es nach der Lage der Dünen am Ostrande des Tales vor allen Dingen Westwinde gewesen sein, die die Dünenketten aufhäufte, während die Frage der Windrichtung für die im östlichen Teile Deutschlands vorkommenden Inlandsdünen noch umstritten ist. Manche anderen mit der Formgestaltung der Dünen in Beziehung stehenden Fragen barren ebenfalls noch der Lösung, die nicht dadurch gefördert wird, daß man die Beweismittel vorzeitig zerstört. Historisch sind die Dünen bedeutend als Siedlungskriterien für die Menschen der Bronzezeit bis hinein in die Gründungs geschichte der Stadt Bremen, denn der Dünenzug, auf dem sich die innere Stadt erhebt, ist nur eine Fortsetzung desjenigen Zuges, dessen Schutz hier empfohlen wird. Gräber der verschiedenen bekannten Typen zeugen davon, daß auch schon viele Jahrhunderte vor der Gründung unserer Stadt die Steinzeitmenschen die Dünen als sicheren Siedlungsort betrachteten, auf dem sie geschützt waren vor den Mooren auf der einen und den häufigen Ueberschwemmungen der noch nicht beherrschten Weser auf der anderen Seite.

Leider ist der Schutzbau in mancher Hinsicht bereits zu spät gekommen. Weite Teile sind zerstört. Der Weserkerger bei Uphusen eine der markantesten Erhebungen der Umgebung mit seinem herrlichen Rundblick ist von der Wilbfläche verschwunden mit manchem anderen Hügel. Hartsteinwerke, die den Sand zur Steinerzeugung verwenden, sind weiter am Werke. Die große, während des Krieges angelegte, ursprünglich für die Marine bestimmte Tankanlage hat ein großes Loch gerissen. So schreitet die Zerstörung fort, wenn ihr nicht für kleine, durch besondere Eigenart und landschaftliche Schönheit ausgezeichnete Partien, durch den Naturschutz Einhalt geboten wird. Der Vortragsende stellte sich auf den Standpunkt, daß die Notwendigkeit der rationalen wirtschaftlichen Ausnutzung unseres heimatischen Bodens anerkannt werden muß, daß aber daneben auch die Erhaltung der Eigenart unserer landschaftlichen Umgebung aus Gründen der Liebe zur Heimat und zur Natur nicht außer Acht gelassen werden dürfe. Es muß versucht werden, beide Bestrebungen mit einander in Einklang zu bringen.

Die Stodente.

Von Heinrich Mahler (Wesermünde-G.).

Hart an der Landstraße liegt ein altes Moor, das mit Wirtelbusch bewachsen ist. Im Winter kommt oft ein alter Besenbinder dahin und schneidet junge Reiser. Im Frühling und Sommer ist es hier still. Im Moor sind viele alte Ausstiche und Gräben. Oft sind diese durch lange Heide bedeckt, daß sie nur schwer zu erkennen sind.

Als der Winter zu Ende ging, sah man auf einer Moorkuhle mit blankem Wasser eine braune Stodente schwimmen. Sie hatte als Begleiter einen bildhübschen Erpel bei sich. Sein Federkleid glänzte und schillerte in allen Farben. Winter spielten die beiden im Wasser, erhoben sich auch in die Luft, die Ente immer voran, schossen vorseilgeschwind mit langgestrecktem Hals dahin und ließen sich dann irgendwo in der Heide nieder. Kam ein zweiter Erpel hinzu, dann gab es Streik. Hornig stiegen beide hoch in die Luft, um ihre Kraft zu messen. Dabei lärmten sie so laut, daß die Dorfgräber erstaunt nach oben sahen.

Dann kam eine Zeit, da ließ die braune Ente sich immer seltener sehen. Sie war des Wintervieles überdrüssig geworden und hatte andere Sorgen. Unter einem hohen Heidebusch war ihr Nest. Als die Aprilsonne schien, lagen schon zehn Eier darin. Die waren fast so groß wie ein Hühnerei und hatten eine bläuliche Farbe. Die Ente hatte sich die Brust febern ausgepumpt und einen hohen, weichen Wall um das Nest gebaut. Wer ließ sie einmal auf kurze Zeit das Gelege, so legte sich der Federwall auf die Eier, hielt sie warm und verbarg sie vor den Augen der Gierhänker. Sah die Ente aber auf dem Nest, so deckte ihre warme Brust die

Eier zu. Als die Moorbirten ihre harzduftenden Blätter entfalteten, sprangen die Eischalen, und zehn kleine Entlein kamen daraus hervor. Die Mutter führte sie bald an das Wasser, das nicht weit war, da das Nest fast am Rande der Moorkuhle saß. Die alte Ente rutschte ins Wasser, und ohne Furcht folgten die Kleinen.

Nach ein paar Tagen machte die Mutter mit den Kindern eine Reise, um ihnen ihr kleines Reich zu zeigen. Aus der Kähle mit dem blanken Wasser führte ein Graben in einen andern Ausstich. Der Graben war oben durch Heide und welkes Behutgras ganz verdeckt. Die kleinen Enten scharten sich ängstlich um die Mutter, als sie durch den dunklen Gang kamen. Aber er war nur kurz, bald begrüßte sie helles Sonnenlicht und eine grüne Insel. In dem Wasser schwamm das prächtige Schlangenkraut, das die Entlein ganz verbarg. Die Mutter streckte den Hals vor und ihr Körper schob die Stengel der Pflanze zur Seite. Die Kleinen folgten. Wieder kam ein dunkler Gang, in dem es kalt war. Als die Enten ihn hinter sich hatten, sahen sie vor sich eine große Wasserfläche, die grün aussah; denn sie war ganz mit Entenflott bedeckt. Hier hielten die Enten ein fröhliches Mahl. Nach und nach lernten sie ihr ganzes Gebiet kennen. Vor der Weiche blieben sie verschont; die jagte hinten im Moor bei dem großen See. Zwei küßten aber ihr Leben ein, und das kam so: Als die Enten, die nun schon größer geworden waren, sich an einem schönen Juniabend weiter ins Moor vorwagten, sahen sie plötzlich tief unter sich Wasser schimmern. Ehe die Mutter warnen konnte, hatten zwei sich hinabgestürzt. Sie kamen nicht wieder nach oben; denn fliegen konnten sie nicht, und ein Erklettern der steilen Moorbänke war unmöglich. Sie waren in einen frischen, schmalen Torfausstich gefallen, in dem sie elend verhungern mußten. Der Jäger fand im Juli die beiden Enten tot im kalten Moorbwasser.

Die jungen Enten hatten nun fast die Größe der Mutter erreicht und konnten die Schwingen rühren. Wenn der Sommerabend dämmerte, flog die alte Ente mit ihnen fort. Gleich hinter dem Moor lagen Wiesen, die mit üppigem Gras bewachsen waren. Dahin flogen die Enten. Im feuchten Wiesengrunde gab es Nahrung in Hülle und Fülle. Aber regelmäßig lehrten sie nach dem alten Moor zurück.

Da kam der Juli und mit ihm der Jäger. Vorsichtig schlich der Jägermann gegen den Wind durch das Wirtelgebüsch. Als er die erste Kuhle erreichte, sah er Federn auf dem Wasser schwimmen und die Seggen auf der Moorbant zerdrückt. Ein zufriedenes Lächeln umspielte des Jägers Gesicht. Er machte sich schuffertig und schlich weiter. Da stand der Hund vor einem Graben, den Postbüsche einsäumten. Als plötzlich eine Ente aufflog, krachte ein Schuß, und die Ente fiel in das Moordickicht. Gleich darauf brachte der Hund seinem Herrn die Beute. Eine Jungente, dachte der Jäger, schon ganz ausgewachsen. Er schickte den Hund wieder vor. Auf einmal wurde es lebendig, der ganze Schoof stand auf. Der Jäger schoß noch zweimal und erlegte zwei Enten, die andern flogen nach dem Moorsee.

Bauernregeln für den Monat April.

Ist der April schön und rein, wird der Mai dann wilder sein. — Trockener April, ist nicht des Bauern Will; Aprilregen ist ihm gelegen. — Bollmond mit Wind, ist zu Regen oder Schnee gesinnt. — Geht im April die Sonne auf, so nimmt sie westlich ihren Lauf. — Was der März gibt, nimmt oft der April. — Warmer Aprilregen, ist ein großer Segen. — Ist der grüne Donnerstag weiß, wird der Sommer gern heiß. — Wer nicht tut, was Gott will, bei dem bleibt's immer April. — Aprilenschnee blingt, Märzschnee freit. — Der April ist nicht zu gut, er beschneit dem Aldersmann den Hut. — Aprilsturm und Regenwucht, künden Wein und goldne Frucht. — Wenn der April Spektakel macht, gibt's Heu und Korn in voller Pracht. — Der April soll dem Mai halb Gras und Laub geben. — Der April macht was er will. — Aprilglöcklein bringt Maiglöcklein. — Donner's im April, so hat der Reis sein Ziel. — Wenn der April bläst in sein Horn, so steht es gut um Den und Korn. — Rasser April, verfrucht der Früchte viel.

Bücherchau.

* Aus vergangenen Tagen. Eine Zusammenstellung von sieben Beiträgen zur Vorgeschichte unserer Heimat von W. I. Wegewitz (Münster). Stader Heimatverlag (Karl Krons). Preis 90 Pfennig. — Das kleine Büchlein ist eins der besten, das der Heimatverlag herausbrachte. Der Verfasser berichtet über Bodenuntersuchungen und Bodensunde aus der Steins, Bronze-, Eisen- und Sachsenzeit. Kurz und knapp und doch allgemein verständlich. Mit der Beschreibung und zeitgeschichtlichen Einordnung der Gegenstände gibt er jedesmal eine Charakteristik der Zeit-epoche, in einem Fall sogar in Form einer Erzählung. Solche Bücher sind geeignet, das Interesse der Gesamtbevölkerung an den Funden aus urgeschichtlicher Zeit zu erhöhen und vor allem, zur Anmeldung und Ablieferung gesunder Gegenstände anzuhalten. Was nützen alle geschichtlichen Bestimmungen und Verwaltungsmaßnahmen, wenn nicht die Landbevölkerung den hohen Wert der Begeben aus alter Zeit selbst erkennt. Die eifrige Mithilfe ländlicher Kreise an den Ausgrabungen im Gebiete des Stader Geschichtsvereins ist ein lebendiger Beweis für die Richtigkeit des dort angewandten Verfahrens, die Bevölkerung einzuführen und aufzuklären über Art und Wesen der Altertümer. Wegewitz zeigt, wie die in den einzelnen Bezirken unserer Landschaft ernannten Kulturpfleger segensreich zu wirken vermögen. Hoffentlich findet sich auch demnächst jemand, der den Wirkungskreis eines Naturpflegers in ebenso verständnisvoller Weise zur Darstellung bringt. J. J. Cordes.